



Leseprobe

Fritz J. Raddatz

Nizza - mon amour

128 Seiten. Gebunden

18,- € [D] / 18,60 € [A]

ISBN 978-3-7160-2636-6

Erstverkaufstag: 22. Februar 2010

www.arche-verlag.com

So viele Städte in einer Stadt. Nizza, wie Rom erbaut auf sieben (oder mehr?) Hügeln, ist eine große siebenschwänzige Katze: mal auf Sammetpfoten und mal krallenkratzig; mal liebevoll schnurrend und mal fauchend; mal schmeichlerisch sich anschmiegend mit seidnem Fell und mal gesträubt wütig – dem eigenen vitalen Rhythmus untertan und sonst niemandem. Stolz, verschwiegen, rätselvoll und lasterhaft. Unergründlich wie jede schöne Frau. La ville ist weiblich. »La ville inconnue«, sang die Piaf, der Spatz, und entzückende kleine Nachäfferspätzinnen plärren dies vor so manchem Straßencafé, besonders gerne am »Palais de Justice«. Einen Baldachin aus Rosen hat man der zärtlich »Gassenjunge«, »le môme«, genannten Chanso-

nette aufgespannt auf der kleinen Place Edith Piaf, eine Art Rosen-Voliere, aus deren geschwungenen Gittern die roten, gelben, orangefarbenen gefiederten Blüten hervorflattern wie ihr Lied.

Der Tanzfächer, die schöne Frau. Ich muß dem noch eine Metapher im Femininum hinzufügen – eine der ganz großen, staunens- wie bewundernswerten Besonderheiten, die Nizza und ihr herrliches Umland bieten; denn ich schreibe hier nicht nur meine Impressionen dieser Stadt nieder, die der hervorragende Frankreich-Kenner Johannes Willms einmal spöttisch »Stuttgart am Meer« genannt hat. Ich erlaube mir, den Fächer ganz weit auszufalten. Auf unseren Streifzügen werden wir mal bis Monte Carlo gelangen und mal bis Antibes, bis Villefranche, Èze und Vence ohnehin; einmal mit besonders kühn ausgreifendem Schritt gar bis Sanary-sur-Mer. Ein Juwel – Nizza – lebt ja auch durch seine kostbar ziselierte Fassung – die Umgebung –, und so ziert also, wie den schlanken Hals einer Schönen, mal vielfach eng gelegt, mal ohne Knoten weit ausschwingend, die erlesene Kette wunderbarster Museen unsere Stadt. »Nizza, 22. Januar 1892«, notierte Edvard Munch in seinem Tagebuch – das Datum gilt inzwischen als Geburtsstunde seines weltberühmten Gemäldes »Der Schrei«. Doch keineswegs immer – wenn auch oft –

geht es hier um »große Kunst«. So beginne ich meine weit ausgreifende Wunderreise in dem entzückenden Schmetterlingsmuseum im Château von Tourette-Levens, hoch oben an der alten Salzstraße nach Piemont gelegen. Da wispern dem Besucher Hunderte der »plus beaux papillons du monde« Märchen aus alten Zeiten und fernen Kontinenten ins Ohr: schillernd und in den schier unglaublichsten Farben leuchtend, als habe der liebe Gott emaillierten Lack auf die manchmal handtellergroßen Flügel getupft.

Vorher noch ein Blick in das charmante »Musée des Métiers Traditionels« gleich nebenan, ein winziges Kellergewölbe mit alten Gerätschaften, Eisenpflügen, hölzernen Weinpressen oder einer »Gaffe du charretier«, einem alten Kärerner-Geschirr, und all jenem Handwerksgerät, von dem Marx nicht zu Unrecht behauptete, an ihm manifestiere sich noch die nicht-entfremdete Arbeit der Menschen – und danach möchte man sich Zauberschwingen leihen und weit hinausschweben über die Berge und die liebliche Landschaft. Vielleicht würde man dann landen in dem nur fünf Kilometer von Nizza entfernt gelegenen Bergnest Falicon, gleich vor der Statue des »Ste-Vincent – Protecteur de Falicon« oder – kulinarischer – im Terrassenrestaurant »Au Thé de la Reine«; wem das Geld beim

Gleitflug nicht aus der Tasche geflattert ist, der kann auch im Luxusrestaurant »Parcours« sich götlich tun, das große Menü für nur 55 Euro, aber eine Flasche Château Chasse Spleen für 106.

Leider bin ich kein Molkendieb, wie Schmetterling auf altdeutsch hieß, ich habe keine Flügel, sondern bin nur motorisiert und muß die gewundenen Straßen wählen; oder darf. Denn welcher Umweg bei der Erkundung der Umgebung auch genommen wird – er lohnt sich immer: etwa über das oberhalb von Nizza gelegene Asprémont, noch über dem Nobel-Vorort Gairaut mit seinen schönen Villen der Begüterten und langweiligen »Résidence«-Anlagen, zugeknöpft wie das Portemonnaie der dort wohlighing Eingesperreten. Asprémont ist ein steinernes Nest, als hätten Riesenvögel der Urzeit es statt aus Reisig und Zweigen aus Felsbrocken zusammengetragen. Es ist so still, so frisch und luftig hier oben am Platz mit dem Kirchlein, man hört noch die mächtig ausgespannten Schwingen der einstigen gefiederten Monster – und man sieht, daß die auch Farbsinn hatten: Die Treppen und Gassen und winkelig-schief angelegten kleinen Häuser schimmern in einem grau scheinenden hellen Ocker. Die Monster hatten auch gute Augen, der Blick reicht bis zu der ins Meer leckenden Zunge des Cap d'Antibes.

Aber wieso Umweg? Umweg wohin? So eine Erkundungs- oder Ausflugsfahrt hat ja gemeinhin ein Ziel! Ja, ich habe ein Ziel, und zwar ein für mich »immerwährendes«. So, wie jeder Paris-Aufenthalt ganz unbedingt bei Monets Seerosen im Jeu de Paume beginnen muß und anschließend im Louvre bei dem kleinformatischen »Apollo und Marsyas« von Perugino fortgesetzt wird; so wie ich jeden Aufenthalt in New York vor den Tiffany-Wänden im »American Wing« des Metropolitan Museums beginne – so existiert Nizza für mich nicht ohne einen Besuch im Chagall-Museum in der Avenue Docteur Menard. Mag sein, daß ich dem Hang der Franzosen zur Übertreibung erliege, die ja jedes noch so miese Mietshaus »Palais Mimosa«, »Château Comtesse Durant« oder »Château Chambrun«, wenn nicht gleich »Palais Mozart« nennen oder ein graues Eckhaus an einer Vier-Straßen-Kreuzung »L'Orangerie« taufen und selbst den scheußlichsten Plattenbau noch durch einen Namen wie »La Palla-dio« veredeln und ungeniert sagen können: »J'adore cette soupe« (während unsereins ja eher selten eine Suppe anbetet). So sage ich dennoch: Es ist eines der schönsten Museen der Welt. Schon der Oliven-garten, die Lavendelbüschel, die Zypressen vor der strengen grauen Marmorwand des modernen Gebäudes sind Verheißung. Ich versage mir die lyri-

sche Emphase nicht; man möchte herbeischweben im weißgefiederten Brautkleid jener Wolken-Feen hoch über den irdischen Dächern von Hütten und Palästen, die man alsbald als Sternschnuppenfrauen erblickt, an Monden entlangsegelnd und in den Zaubergärten der lila Violinspieler umherirrend. Emphase hin, Lyrik her – das Chagall-Museum in Nizza beherbergt ganz gewiß die ungewöhnlichste Kollektion des russisch-jüdischen Märchenmalers (kurzfristig Kunstkommisсар der jungen Sowjetrepublik). Die Sammlung enthält – Stiftung seiner Erben – ausschließlich Meisterwerke: auf feuerrotem Hintergrund »Abraham und die drei Engel« (mit schneeweißen Flügeln); »Noé et l'Arc-en-ciel« – ein mächtiger weißer Strahl der Hoffnung auf grünem Grund über dem Gewimmel der verängstigten wie erlösungsbedürftigen Menschen in Ocker, Grün, Blau – Illustrationen der Genesis IX,12; oder »Le Frappement du Rocher«, eine vollkommen wundersame Farbkombination aus Braun, Grün, Blau, ganz lichtem Gelb – die Farben sind die Wunder jenes Steins, von dem in Exodus Kap. 17, Vers 5 und 6 die Rede geht: »... nimm deinen Stab in deine Hand, mit dem du den Nil schlugst [...] da sollst du an den Fels schlagen, so wird Wasser herauslaufen...« Wie erschrocken wandert man durch so viel Schönheit, ehrfürchtig auch, es sind ja nicht

nur die biblischen Legenden vom Paradies, von den Frauen der Bibel, »Rachel et Lea« und »Sara et Rebecca«, die zu Form geworden sind (beides Bas-Reliefs in unpoliertem weißem Marmor), es ist eine einzige Lohe aus Farbrausch in Orange, Bläßlila, brennendem Rot. Das sind keine Gemälde mehr. Das ist die Flammenschrift gläubiger Hoffnung, hineingeschrieben in die Himmel, die sich über dem irdischen Jammertal wölben, über allem, über uns allen. Chagall schenkt uns ein Zeichen jener Demut, die auch in der Gebärde des von ihm entworfenen Taufsteins den Betrachter anrührt und innehalten läßt – an einem nun wiederum anderen Ort dieses gesegneten Landstrichs, von dem ich noch berichten werde.

Chagalls Kunst ist auch ein einziger großer Gesang von der irdischen Liebe, gelangt man in das »Rote Zimmer« und liest man erst einmal seine Handschrift »A Vava ma femme ma joie et mon allégresse«. Die Intensität der Bilder ist fast erdrückend. Schöner ward nie Liebe formuliert. Nun ist man alt und hat das Leben ausgesprochen. Doch wer aus diesem Museum ohne Ergriffenheit davongeht, der hat nicht gelebt. Und wer Glück hat, kann in dem kleinen Theatersaal sogar ein gutes Konzert hören – und das ist schon ein doppelter Genuß: Da geht man vorbei an den fünf groß gelungenen Wer-

ken »Le Cantique des Cantiques«, dürstenden Auges, und kann nun auch noch Mozart oder Bach hören, staunenden Ohres. »Comme la vie est belle«, sagen die Franzosen gerne bei einer besonders raffiniert zubereiteten Mahlzeit. Ich will gerne beichten: Mit aufgewühlten Sinnen fröne ich nach dem Chagall-Besuch dieser Sinnlichkeit. Denn da es nun schon mein Lieblingsmuseum ist, gehe ich wie immer anschließend in mein Lieblingsrestaurant, das »L'Univers«, wo der stets liebenswürdige Chef Michel schon vor der Bestellung »une coupe de champagne« bereithält und noch vor der Speisenwahl sagt: »Und zum Dessert wie immer das Soufflé Citron, Monsieur?« Comme la vie peut être belle ...

Keineswegs und keinesfalls durchgängig ist es das aber in Nizza. Durchaus gilt es aufzuräumen mit allerlei gängigen Klischees, selbst wenn man die alte Weisheit gelten läßt, das Wesen des Klischees sei es, daß es stimmt. Etwa das vom charmannten Südfranzosen – der in Wahrheit oft pampig und aggressiv ist, inklusive Vogelzeigen im Autoverkehr oder brutaler Drängerei im Bus; allenfalls schlagfertig kann er sein – so, wenn ich mit einem jüngeren Freund eine Brasserie betrete und es heißt »Ah – père et fils«. Oder das Klischee von der zauberhaft schönen Promenade des Anglais, gesäumt von eleganten Hotels: In Wahrheit ist das sagenum-

wobene »Negresco« ein Gipfel an zirkuspferdhafte dekorierte Geschmacklosigkeit, wobei die russischen Mafia-Milliardäre alle ihre gleich-blonden, gleich-langbeinigen Mädchen bei AVIS offenbar gleich mitbestellen.

Um das Hotel »Negresco« – manche nennen es wegen seiner Kunstschätze gar »das schönste Museum Nizzas« – ranken sich viele Legenden. Es habe schon 1913, als der rumänische Violinspieler Henri (Heinrich) Negresco den Palast mit 420 Zimmern eröffnete, sieben gekrönte Häupter beherbergt, und noch 2008 führte die Allein-Eignerin Jeanne Augier auserlesene Gäste zu ihrer Kunstsammlung, etwa den Teppichen von Raymond Moretti; die Kuppel des »Salon Royal« wurde von Gustave Eiffel entworfen, und Madame achtet peinlich darauf, daß die geliebte venezianische Maske auch ordentlich in Zimmer 86 hängt. Doch das Hotel verkam im Laufe der Jahre. Als die Mutter von Madame Augier nach einer Operation gelähmt war, fand sich nur in dem alten Palast ein Lift, der groß genug für den Rollstuhl war. So kauften Madame Augier und ihr Mann 1957 gleich das ganze Hotel – damals führte der Haupteingang noch nicht auf die zu sonnige Promenade des Anglais; elegante Menschen waren früher blaß, sonnengebräunt eher die Bauarbeiter. Heute hat sich das Haus gleichsam gedreht, der

ehemalige Eingang auf der Rückseite zeigt Klingelschilder von bescheidenen Appartements, geprotzt wird nach vorne raus. Aber ob damals oder heute – die Liste der erlauchten oder wenigstens prominenten Gäste ist lang: von Präsident Eisenhower über die rabaukigen Rolling Stones und Elton John, der ein eigenes Zimmer für seine 300 Brillen buchte, bis zu weiland Salvador Dalí mit seinem Begleiter, dem Jaguar, an der Leine. Heutzutage gilt Meeresblick, möglichst vom Dachgarten, und noch immer gilt ungebrochen der Stolz der Besitzerin: Auch kaufstüchtige Liebhaber des Hauses weist sie ab – einen Blankoscheck von Bill Gates schickte die knapp 90jährige Herrin ungenutzt zurück. Die alte Dame kann auch recht wehrhaft sein. In einem emphatischen Gespräch mit dem Bürgermeister protestierte sie gegen den geplanten Bau einer Straßenbahn vom Flugplatz entlang der Promenade des Anglais. Sie, die ihr Hotel für ein Wahrzeichen wie den Eiffelturm hält, schrie den Chef der Stadtverwaltung an, das bedeute den Tod aller anliegenden Hotels, schließlich verunziere man auch nicht die Champs-Élysées mit einer Straßenbahn, und sie scheute sich nicht, ihre Tirade mit Argot-Vokabeln wie »fric« (= Zaster) zu verzieren.

Dergleichen ausgeschmückte Fabeln ließen sich auch nachspinnen vom leicht protzigen, aller-

dings mit schön restaurierter Art-déco-Fassade prunkenden Hotel »Palais de la Méditerranée«, das Klaus Mann schon 1931 verspottete. Doch die »Promenade« ist keine Promenade mehr (als welche Bilder aus dem 19. Jahrhundert sie noch zeigen), sondern eine vier- bis sechsspurige Schnellstraße, erfüllt von ohrenbetäubendem Hupen und dem Krach schwerer Motorräder, auf denen die Franzosen ihrer Vorliebe für motorjaulende Raserei freien Lauf lassen; die Bewohner der diese Rennstrecke säumenden seelenlosen (dafür überteuerten) Wohnkästen müssen ausnahmslos taub sein.

Überhaupt der Autoverkehr: eine Olympiade der Lebensmüden, Rücksichtnahme allenfalls beim Einparken oder beim Nichtbeachten kleiner Lack-schrammen; ansonsten herrscht der blanke Horror, dem allein in den ersten Monaten des Jahres 2007 insgesamt 25 Fußgänger zum Opfer fielen; im 1. Halbjahr 2008 zählte man 18 Verkehrstote, und im selben Zeitraum wurden vom Radar 430 000 Geschwindigkeitsüberschreitungen gemessen. Blinken ist offenbar polizeilich verboten, aber wenn *links* geblinkt wird, heißt das garantiert, der Wagen biegt nach *rechts* ab. Sausend wird rechts überholt, in den vielen Tunnels oberhalb von Nizza möglichst ohne Licht; die häufig schwer verunglückenden Motorrad-Jetpiloten führen vollends stau-

nenswerte Tango-Tänze auf: links vorbei, rechts vorbei, in Schlangenlinien die Autos umknatternd, deren Fahrer einem ihrerseits wütend das Fernlicht in den Rückspiegel blenden, fährt man ihnen nicht schnell genug: auf der Autobahn »nur« 160 km/h (120 sind erlaubt). Auf der kurzen Strecke Nizza-Cannes bin ich bereits einer Ohnmacht nahe, und mir scheint, die vielgescholtenen Teutonen sind, verglichen damit, mit dem Tretroller unterwegs. Fußgänger am Zebrastreifen reagieren entsetzt bis hin zum Kopfschütteln oder zu einem erstaunten Dankesgruß, hält man den Wagen an – das ist für sie ungewöhnlich und hier fast unbekannt; normalerweise riskiert sein Leben, wer einen Zebrastreifen betritt. In jedem Fall muß man sich klar machen, daß Nizza ein lärmiger Hexenkessel ist. Im Sommer 2008 lautete die Balkenüberschrift der Lokalzeitung: »Der Krach bringt die Einwohner mehr und mehr zur Raserei – Autos, Motorräder, Flugzeuge, Eisenbahn, Straßenbahn, Diskotheken: Lärm jeder Art vergiftet das Leben der Bevölkerung von Nizza.«

Zwei weitere Warnungen sollen nicht ausgespart bleiben. Die eine gilt dem vielgepriesenen und zur Touristenwerbung gehörenden Blumenmarkt, der fast nur holländisches Gestrüpp feilbietet, soeben zerknautscht in Pappkartons eingeflo-

gen: abgeknickte Gerbera oder zusammengepreßte Tulpen, die Schönheiten der Provence bis auf wenige Ausnahmen – mal ein Zitronenbäumchen, mal ein Calla-Töpfchen – wie ausgemustert. Dafür wird jedes Alpenveilchen, bekanntlich eine besonders exotische Blume, endlos fotografiert – von jenen Opfern einer Gaukelindustrie in ihrer »schleichenden Filzsockenbegeisterung«, wie das der konsternierte Nietzsche damals schon nannte, als es noch keine Reisebusse mit Klo und Fernseher gab. Und hier kommt die zweite Warnung: vor jenem »Vieux Nice«, in dessen einst so pittoreske enge Gassen diese Ausgewungenen mit ihren Sandalen, Rucksäcken, Kameras und teenager-flammenden Blusen herdenweise hineingepreßt werden: La Promenade de Kitsch. Die touristenkäschernde Häßlichkeit, der Betrug an den Unglücklichen aus Budapest oder Düsseldorf, ausgespien aus den Kreuzfahrtschiffen in Horden, ist geradezu beleidigend: Plüschfrösche als Klopapierhalter, »Kunst aus Tahiti«, Michelangelos »David« in Seife gehauen, Ölbilder – so scheußlich, daß man Bindehautentzündung bekommt beim Hinsehen: ein Graus. Die winzigen Läden mit handgezogenen Nudeln oder die Werkstätten, in denen ein alter Mann noch liebevoll Bücher per Hand in Leder bindet, verstecken sich verschreckt.

Dabei bietet Nizza dem mußevollen Flaneur so unendlich viel Schönes, jene »Verzückungsspitze der Welt«, um noch einmal Nietzsche zu zitieren, an den durch eine Inschrift an seinem Wohnhaus in der Nähe des Hafens erinnert wird. Nietzsche, der Sprachkünstler und Emphatiker, hat bekanntlich in einem Brief an seine Schwester bedauert, daß er Nizzas Farben nicht für sie pflücken, ihr kein Bild schicken kann von der durchsichtig erscheinenden, wie durch ein Silbersieb gegangenen Pracht. Noch im Jahr 2008 hat die in Nizza geborene französische Schriftstellerin Véronique Olmi in ihrem Roman »Die Promenade« diesem Lichtwunder Tribut gezollt: »Morgens ist Nizza zu klein für die Sonne. Das Licht breitet sich überall aus, es kommt vom Himmel herunter und legt sich auf die Dächer, die Straßen, das Meer, die Hügel, es streckt seine Tentakel aus wie eine kochend heiße Krake, und dann zieht es sich zusammen, verdichtet sich, unmöglich, ihm zu entgehen, und den ganzen Tag werden die Leute über nichts anderes reden.«